

3.

Gabillon.

(Zum vierzigjährigen Jubiläum.)

Das Geschlecht von heute staunt, wenn es von dem Debut des Gabillon als Don Carlos, Franz im „Götz“ und Ferdinand von Walter hört: in den üblichen Begriff des „jugendlichen Liebhabers“, der glatte Anmuth, milden Ernst, geschmeidige Schönheit fordert, scheint er wenig zu passen. Er ist auch nicht der herkömmliche „Held“; Würde, Maass, Besonnenheit, das Reife und Gesetzte dieser Rollen fehlen. Aber auch zu den „Intriganten“, wie man nach dem Caligula, seinem ersten Erfolge, wohl möchte, darf man ihn nicht stellen, weil doch eine trotzig, derbe, gerade Unverhohlenheit immer an seinen Gestalten bleibt. So taugt er in kein Fach, vielleicht nicht grösser, aber sicherlich anders, als die Anderen, Einer für sich allein, über den Schablonen. Ja, wer seine Wirkung kritischer prüft, kann gewahren, dass sie am Ende überhaupt keine schauspielerische ist, wie wir nun einmal das Schauspielerische jetzt zu verstehen gewohnt sind.

Die Forderungen, die sonst dem Schauspieler gelten, trifft er nicht. Der Laie glaubt, dass die Gabe, sich zu verleugnen, zu verstellen, zu verwandeln, unkenntlich und ein Anderer zu werden, in jeder Rolle eine andere Sprache, andere Geberden zu finden, die Bedeutung des Mimen entscheidet. Selber gar keine Natur zu sein, aber auf Befehl jede zu scheinen, wäre dann sein Beruf, und das harte Wort des Nietzsche hätte Recht, dass er nichts als ein vollkommener Affe ist. Die heftig eigene, unverträglich besondere, gewaltsam persönliche Weise des Gabillon, die sich immer gleich im ersten Worte seiner jäh, blanken und

stählernen Stimme, in jeder dieser rauhen, zottigen und alpinen Gesten meldet, kann das nicht leisten. Ihm fehlen die Mittel des Copisten. Gesuchte und verblüffende Masken weiss er nicht. Wechsel der Rede, des Ganges, der Geberden ist ihm versagt. Er bringt unveränderlich jedesmal wieder immer nur sich. Er schmiegt sich in keine Rolle; die Rolle muss sich an ihn schmiegen. Wenn es nicht möglich ist, ist sie verloren. Wenn es gelingt, gibt es die köstlichste Schöpfung. Er ist dann mehr als ein Instrument des Dichters: er schafft neben und mit dem Dichter, von der gleichen Herrlichkeit und Würde. Wie der Dichter den fremden Stoff in sich bringt, um ihn mit dem eigenen Leben zu rüsten und als Botschaft seiner Seele zu versenden, so eignet er sich die fremde Rolle an, gibt seinen heimlichen Geschmack in sie und spielt auf ihr sich selber, wie auf einer wunderbar gehorsamen Geige. Das ist seine Schauspielerei, von einem ganz anderen Schlage als die Schablone der Laien: es ist die Schauspielerei der alten „Burg“.

Virtuose Künste der Verstellung und Verwandlung, technisches Geschick und alle feinen Ränke der vollkommenen Täuschung galten hier wenig, sondern man trachtete ungemeine, an Schönheit oder Kraft besondere Naturen zu gewinnen, das Fremde von ihnen zu streifen, sie immer deutlicher zu sich selber und in den Besitz der nützlichen Mittel zu bringen, bis sie ohne Rest und wirksam ihre echten, sicheren, unfraglichen Gefühle unbefangen zu gestalten wüssten. Nicht durch seltene Kniffe und Listen, welche die Nerven verblüffen und den Verstand vergnügen, sondern durch die schöne Gegenwart ihrer vorzüglichen Wesen sollten sie wirken. Die gute Nähe ausserordentlicher Menschen wurde gesucht. Der persönliche Werth entschied. Die Schauspieler hatten nichts als immer sie selbst zu sein, die Mittel zu lernen, die ihnen dienen konnten, und die

rechten Rollen zu treffen, welche wirksame Bekenntnisse erlaubten. So war Anschütz, Löwe, Fichtner. So ist Baumeister, die Wolter, die Hohenfels. So ist Gabillon.

Es ist natürlich, dass er bisweilen eine Rolle „verhaut“. Dem Virtuosen, der seine verlässliche Mache hat, wird das nicht passiren. Dieser andere Schlag von persönlicher Kunst kann es nicht vermeiden. Ja, man darf es ihm nicht einmal als Fehler rechnen. Es ist eher ein Fehler der Rolle. Er thut immer das Gleiche. Er drückt in jeder Rolle seine Art aus. Wenn sie dabei verdirbt, liegt es nicht an ihm; man soll ihm eben solches Material nicht geben. Auf sich selber zu verzichten und in den fremden Befehl des Dichters zu schlüpfen, hat er nun einmal nicht gelernt. Es ist auch gleich, wenn er oft die Worte nicht weiss und auf eigene Faust seinen Text spielt, der manchesmal in der Verlegenheit wunderbar krause wird. Es mag verdriessen, aber es ändert an seinem Werthe nichts, weil ja nicht das Wort, das er zu sagen hat, sondern der Ton, der es sagt, nicht die Gestalt, die er gibt, sondern nur die Natur, aus der er sie gibt, bedeuten und wirken. Die einzelne Rolle verschwindet; nur als Stoff und Mittel seiner Seele, die sich äussern will, soll sie dienen, und wenn er sie verfehlt, so ist das ja auch eine Aeusserung schliesslich.

In dieser Kunst, welche technische Reize, die Witze des Metiers verschmährt und allein, wie Laube einmal gesagt hat, auf der „gefesteten Macht ausgebildeter Persönlichkeiten“ ruht, gilt Jeder nach dem Werthe seiner Natur. Einige, rein, gelassen, friedlich, stille Muster einer heiteren und milden Kraft, helfen im Guten vorwärts, fördern und bilden, jeden Zweifel, die Hast der Seele, die irren, heimathlosen Triebe durch ihre glückliche Ordnung bannend. Andere, geringer, trüber und ohne diese letzte Gnade, die alle thierischen Spuren verwischt, können doch, wenn sie nur tapfer

ihrer Besonderheit folgen, die Sinne rühren, Leidenschaft entladen und eine grosse Andacht vor der ewigen Fülle des Menschlichen wecken. Von diesen, die in das Gemüth wie Gewitter fahren, ist der rauhe Gabilon. Wer ihn so, wenn Nebel auf dem Thale hängt und der graue Wald trieft, im Regen durch den Gischt des Grundlsees stossen sieht, mag ihn einen rebellischen wilden Wicking glauben oder sonst ein fahles, tückisches Ungethüm nordischer Balladen. Wenn er auf die Bühne kommt, prasselt es wie Hagel in den lauen, dicken, schläfrigen Geruch von Schminke, Salben und Essenzen. Ungezähmte Männlichkeit — das ist seine Note. Urmenschen vor der Cultur, Trutzmenschen ausser der Cultur — das sind seine Gestalten. Recken, Krieger, Barden, aber auch Prahler, Abenteurer, Wichte, alle unbedenklichen Gesellen rascher That — der Riese, der Cäsar und der Strolch — er trifft alle Variationen derber, unwirthlicher Männlichkeit, die sich ausser jedes Gesetz und nur auf sich selber allein stellt.

Solche heftige, entschiedene Naturen wecken immer Legenden. Es reizt die Menschen, sie durch Gerüchte noch gefissentlich zu stilisiren. So laufen denn die wunderlichsten Anekdoten über ihn. Man erzählt, wie er als Jäger, als Segler Vermessenes wagt, Köter zähmt, Indianer bändigt, oder harte Thaler in der Hand zerbricht, oder lebendige Frösche verspeist oder — es wenigstens behauptet. Aber was will das Alles am Ende sagen, als dass er Einer für sich ist, ungemain, jäh und einsam, seine eigene Welt, was doch allein, wenn es die rechten Mittel trifft, den grossen Künstler macht!
